

# Weihnachtsbeilage der „Reichspost“

1922

## Ein Weihnachtsmärchen.

Von Alois Roth, Fischau (Niederösterreich).

Es fällt der erste Schnee zu guter Frift  
Gerade recht zum Fest des heiligen Christ,  
Behängt mit Fittler für den Feiertag  
Die Tannenbäumchen auf dem Hügelhag.  
Wie überfließt glitzert jeder Baum,  
Da ich jetzt wandle durch den Waldesraum.  
Fällt eine Flocke mir jetzt auf die Hand  
Und brennt mit einem sonderbaren Brand.  
Und wie ich sie betrachte — sonderbar —  
Die Flocke fängt zu flüstern an sogar.  
Das Flüstern zu verstehen, fällt nicht schwer  
Dem Dichter mit dem zarteren Gehör.  
Und also flüstert diese Flocke leise:

„Ich habe hinter mir sehr weite Reise.  
Vor kurzen Tagen ich ein Tropfen war,  
Den Heimatweh' als Tränenkind gebär.  
Ein Wanderburische hatte ihn geweint  
Im Süden, wo Brasiliens Sonne scheint.  
Die Not der Heimat ihn so weit vertrieb,  
Für Heimatkinder hat nicht Brot genug  
Die Heimat. Und die Fremde drüben bot  
Ihm Glückes armut, aber reiches Brot.  
Denn unter des Äquators Sonnenschein  
Fror ihm die ganze junge Liebe ein,  
Derortte ihm der ganze Lebensmut  
Wie Blumen bleichen in der Tropenglut.  
Im Palmengarten eines Hospitals  
Sah er, vom Uebermaß des Sonnenstrahls  
Stehend, und sehnte sich nach Heimatflur  
Und war's die winterlich verschneite nur —  
Da war es ihm einmal im Fiebertraum  
Als käm' mit einem kleinen Weihnachtsbaum  
Ein Engel, hergefaßt vom heiligen Christ,  
Der leblich aus den Heimathimmeln grüßt,  
Der anders ist, als der im Glutenscheine  
Des Südens wandelt durch die Palmenhaine.  
O, daß gesundend aus dem Hospital  
Des fremden Land's er in sein Heimattal  
Heimkäme, hat er da voll Innigkeit  
Den heiligen Christ um Weihnachtsfestigkeit.  
Die Träne fiel aus seinem Aug' dabei.

Nun brauchst du nicht zu fragen, wer ich sei —  
Ich war die Träne. Flog dann gluckersaft  
Als Dunst zur Höhe und als Wolkengast  
Fuhr ich auf einem rasenden Orkan  
Nordostwärts über weiten Ozean.  
Dann flog ich über Land zu eurem Wald.  
Da wurde es auf einmal eiskalt,  
Und ich bekam ein stockiges Gewand  
Und fiel herab auf deine warme Hand.  
So hast du es erfahren, wer ich bin,  
Wohl Mitleid fühlst dein herzensguter Sinn —  
Ich bin nur eine jener vielen Tränen,  
Die sich aus Fernen nach der Heimat sehnen.“

## Auf Gott los!

Von Hermann Bahr.

Ein Bekannter, protestantisch erzogen, jetzt aber durch die Geistesmacht, Hoheit und Anmut unseres katholischen Glaubens betroffen, sagte mir neulich, er verkehre jedoch fast nur mit neugeborenen Katholiken, mit Konvertiten, denn er hätte zu seiner Verwunderung bemerkt, daß geborene Katholiken bei dogmatischen Fragen, wie er sie zu seiner Belehrung gern stellt, in Verlegenheit geraten und sich in ihren Antworten von einer seltsamen Unsicherheit zeigen; er staunte, wie wenig die meisten Katholiken eigentlich vom Katholizismus wissen. Ich antwortete, daß es sich dabei doch auch nicht so sehr um ein Wissen handle als um ein Handeln, nicht so sehr um Verstandesbildung als um Willenszucht, nicht um Kenntnisse, sondern vor allem um die Lebensform; Katholik zu sein ist wichtiger als die Glaubenslehren zu verstehen. Aber im Stillen gestand ich mir doch ein, daß auch ich selber immer wieder zuweilen an guten Katholiken aus den sogenannten gebildeten Kreisen verblüffende Proben katholischer Unbildung erlebe. Wie viele gute Katholiken können von sich sagen, daß sie mit der großen katholischen Literatur vertraut sind? Wie viele kennen Möhler und Scheeben, diese klassischen Werke, die schon der Tiefe, Kraft und Schönheit ihrer Gedanken wie der Meisterhaftigkeit des Ausdrucks wegen in die Bibliothek jedes Deutschen, auch wenn es ein Ungläubiger wäre, gehören? Aber wie viele gute Katholiken haben denn überhaupt eine katholische Bibliothek? Den meisten ist noch gar nicht eingefallen, daß es so was überhaupt geben kann. Dabei kommt es auch, daß selbst sehr gute Katholiken selten unsere Geschichte kennen, die Geschichte des Abendlandes.

Das Abendland beginnt mit der Erscheinung des Herrn. Sie verändert das Antlitz der Welt. Alles wird neu durch Ihn. Und für oder wider ihn, das ist seitdem das einzige Thema der Weltgeschichte. Sie kann darum auch nur für oder wider ihn geschrieben werden. Wer sich an ihm „objektiv“ vorbeidreht, behält nur ungestaltete sinnlose Fakten in der Hand und weil wir unsere Vergangenheit nur aus Büchern kennen, denen Gestalt und Sinn der Begebenheiten fehlt, können wir auch der Gegenwart nicht mächtig werden. Die Geschichte der Christenheit ist ein wählender Kreuzzug. Seit der Erscheinung des Herrn hat jede geschichtliche Tat nur noch den Sinn einer Entscheidung für oder wider ihn. Das Kräfteverhältnis dieser Entscheidungen bestimmt die Gestalt der einzelnen Epochen der Christenheit. Geschichtliche „Tatsachen“ bleiben, so lang sie nicht in jenes Kräfteverhältnis einbezogen werden, weislos. Damit aus Begebenheiten, Ereignissen, Fakten Geschichte werden kann, muß Ordnung in sie kommen, Ordnung aber wird ihnen nur durch ein Wertmaß geboten, seit der Erscheinung des Herrn genügt kein irdisches mehr.

Als Ludwig von Pastor vor Jahren an sein Hauptwerk ging, hat er sicherlich zunächst damit nichts anderes gemeint, als eben die „Geschichte der Päpste“ zu schreiben. Aber sie wuchs ihm unter der Hand bald zur Kirchengeschichte, ja sie wuchs von Band zu Band jetzt immer mehr zur Weltgeschichte der Christenheit empor. Liegt sie dereinst vollendet vor, so hat der Katholik damit an ihr allein schon eine katholische Bibliothek.

Der neunte Band, der eben bei Herber in Freiburg erschienen ist, handelt von Gregor XIII. Es ist die Zeit, in der die Saat des heiligen Ignatius aufgeht, es ist die Zeit der heiligen Theresia und des heiligen Filippo Neri, es ist die Zeit, in der der Geist barock wird, in der eine neue Seelenart entsteht. Zwei Typen innerer Form erscheinen, die fortan den Geisteskampf beherrschen, das Abendland soll wählen, ob es dem kalvinischen Menschen geborchen soll oder dem jesuitischen. Noch heute wird unter tausend Masken um nichts anderes im Grunde gerungen; dies bleibt nur meistens unbemerkt, weil man über die Menschen nach ihren Worten urteilt, statt nach ihrer inneren Form, nach ihrer inneren Haltung, von der allein ihnen doch ihr Tun diktiert wird.

Vor Jahren hat der Heidelberger Germanist Max von Waldberg der Abstammung der „schönen Seele“ nachgeforscht. Er beruhigte sich nicht damit, daß sie bei Goethe die Rüge des Fräuleins von Mettenberg trägt, und fand fuchend das Vorbild davon auf: die heilige Theresia. Ja Goethe selber, der Erscheinungen so tief ins Herz sah, muß empfunden haben, daß die Mettenberg doch nur ein verwitterter, abgeblähter, undeutlicher Abdruck ihres Typus war, denn er hat das, wovon sie nur ein letzter Ausklang ist, in Wilhelm Meister selbst gleich noch ein zweites Mal, noch reiner und höher darzustellen versucht. Schon Schiller erkannte das, er fühlte, wie hoch Natalie, „heilig und menschlich zugleich“ über allen anderen Gestalten des Romanes steht. „Ich wünschte“, schrieb er an Goethe, „daß die Stiftsdame ihr das Prädikat einer schönen Seele nicht weggenommen hätte, denn nur Natalie ist eigentlich eine rein ästhetische Natur. Wie schön, daß sie die Liebe als einen Affekt, als etwas Ausschließendes und Besonderes gar nicht kennt, weil die Liebe ihre Natur, ihr permanenter Charakter ist.“ Goethe, der immer wieder intuitiv der Wahrheit ganz nahe kam, um sie gleich darauf wieder kritisch zu widerrufen, hat Natalie unversehentlich in einen Strahl vom Heiligenchein Theresias de Jesus getaucht. Ignatius, Theresia und Filippo Neri sind die drei gewaltigen Zeichen der Heiligung unseres gesamten irdischen Lebens auf Schritt und Tritt bis in jeden Atemzug hinein. Ihnen wird ihr eigenes Dasein ein ununterbrochener Kreuzweg, sie fliehen das Leben nicht, sie zwingen es in den Willen Gottes, nichts darf von ihm unberührt bleiben, alles muß in seinen Willen gestellt, jeder Augenblick von uns, ob wir wachen oder schlafen, lachen oder weinen, in ein einziges durch die Welt schallendes Gebet der frommen Tat verwandelt werden. Seitdem ist der Menschheit die Frage gestellt, jeder muß bei sich entscheiden: entweder unablässig auf Gott los oder von Gott los!

Unsere Zeit, viel geschmäht, hat vor der letzten Vergangenheit dies voraus, daß sie die Gegenjäre wieder ganz rein stellt. Zu sündigen, aber als ob es keine Sünde wäre und gewissermaßen mit Recht Unrecht zu tun, war das Ideal der letzten Vergangenheit. Unsere Zeit fordert wieder Entscheidung und Wahl, ganz wie das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert: dort können wir uns Mut und Kraft dazu holen.

## Unser ostmärkischer Weihnachtslied.

Von Dr. Heinrich Gattenberger.

Die lieberrönde, gestaltungsstrobe Ostmark ist dem Mysterium von Bethleem in Wort und Handlung gerne nachgegangen. Es gibt der Weihnachtslied mehr, die hierzulande erklingen sind. Aber wir meinen den einen, den eigentlichen, der die ganze Fülle der seligen Festzeit mähenhaft und wunderbar umschließt, zugleich den verschollensten von allen: „Die Kindheit Jesu“ unseres lieben Landsmannes Konrad von Fußesbrunn.

Wie ist er vergessen, der Schul- und Volksbuch sein sollte! Seit die Gelehrten mit der Textausgabe Kochendörffers in den „Quellen und Forschungen zur deutschen Sprach- und Kulturgeschichte“ (43. Heft, 1881) ihre Arbeit zu einem gewissen Abschluß gebracht und die sprachliche Eigenart der Dichtung festgestellt haben, hat der Fußesbrunner nur in dürftigen Zitaten zu einem kleinen Kreise gesprochen. Seinen österreichischen Landsleuten ist er unbekannt geblieben. Wo über ihn etwas zu lesen ist, werden die zwei ganzen Druckseiten bei Kochendörffer wieder gegeben, die dem Dichter gewidmet sind, der dem „in der Nähe von Krems und Mautern in Niederösterreich nachgewiesenen Fußesbrunn“ entstammt. In Kassel konnte man diese Art landschaftlicher Einstellung verzeihen. Aber auch Nagl-Beidler (Deutschösterreich. Literaturgeschichte I, 1897) finden in ihrer Darstellung kein Wort für den echt niederösterreichischen Sprach- und Stimmungsgehalt, den hervorragend kulturgeschichtlichen Wert dieser Dichtung, wie einige der liebevollen Inhaltsangaben einflößtene Verse hätten erweitern können. Und Radler, der Gerold einer neuen Art Literaturbetrachtung, die Landschaft, Stammesart und Dichtung in Wechselbeziehung setzt, erwähnt den ostmärkischen Weihnachtslied überhaupt nicht. Wer das schöne Kapitel über die „Donaulandschaften“ im 1. Bande seiner herrlichen „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften“ liest, wer die Karte „Deutschland zur Stauferzeit“ anschaut, die in den beigegebenen Platen die Urker und Epiker der höfischen Zeit gleichsam aus dem Natur- und Kulturrohen ihrer Landschaften heraus sprechen läßt, der spürt genauam die Bedeutung der Mark im Südosten, wo in ähnlicher Nervenverastelung wie am Mittelrhein und in Mitteldeutschland das klangerreiche Zeitalter in Erscheinung tritt, aber Konrad ist verschollen wie die eine der beiden Handschriften seiner Dichtung, die einst das Deutschordensarchiv in Wien zu hüten hatte. Und doch wurzelt er, der „Durchschnittsdiener der Blütezeit mit wenig oder gar keiner Originalität“ (Kochendörffer), wie irgend einer in seiner Zeit und seiner Landschaft. Nur umgibt ihn wie den herabgeväterlichen Josef, der das göttliche Kind geleitet: eine beide, die was breit. Die breite Heide umschließt auch jene Bibliotheken der Hauptstadt, wo man sonst am ersten Deutscherreichliches, Heimatliches zu suchen und wohl auch zu finden gewohnt ist. Aber eine Zeit, die wieder dem Herzschlag der Romantik nachgeht und das Wunder sucht, die wird zu Konrad von Fußesbrunn finden und seiner still-trahamen Betrachtung, der nichts Menschliches fremd geblieben ist, Gefallen und Trost abgewinnen.

Wer's fertig bringt, die Augen zu schließen und hinter der weiten Heide von sieben Jahrhunderten aufzuwachen, der hat in ein schönes Zeitalter zurückgefunden, in das die Türme der Wartburg und des „wonniglichen Hofes zu Wiene“ rosenrot leuchten. Landaradei! Wolfram und Gottfried halten die Fackel, die uns die Doppelnatur des mittelalterlichen Menschen, wie er in stolzer Ritterherrlichkeit im Palas beherzt, mit scharfen Schattenbildern umreißt. Die Heerstraße durch Österreich schritt der Nibelungenlied, vorbei an der Dreiflingstafel zu „Tulne“ und sah — recht bodenständig geschaut — den Staub fliegen, vielleicht unter dem Fußschlag der Kreuzfahrt von 1197, so wie damals als Eyzels Mannen die Burgundenbraut geleiteten. Im Barbarossaquar war Hauptmann v. Auge, der Klassiker der höfischen Epik. Auch ihn, der „zuht“ und „maze“ wie keiner verlor, hatte die schwert-rassende, verführerische Welt nicht unberührt gelassen, wie er im „Kreuzlied“, einem ergreifenden Zeitbekenntnis überhaupt, bußfertig singt. In Hartmanns Nähe, vielleicht leibhaftige Nähe, haben wir unsern Konrad zu denken, auch er vom Zwiepsalt der Zeit bewegt, auch er dem großen Rufe dienend, der ihn in jene Lande brachte, wo er seinen Stoff mit kindlich-gläubigem Gemüte erlebte.

Konrad hat sein dichterisches Rüstzeug, wie die Germanisten aufgezeigt haben, dem „Gregorius“ und „Jwein“ entnommen. Dann hub er, so um 1210, selbst im neuen Ton zu singen an, er, der früher weltliche Mären kündete, die im stürmischen Donatal in Vergessenheit zerflatterten. Konrads Landschaft ist der Waaram und Feuerbrunn, von beiden Armen der Sadersdorfer Neblandschaft umschlungen, seine Heimat. Man muß da oben gestanden sein und den Dreifling vernommen haben, der in der Landschaft des Tullnerbedens klingt: Nebenhänge, Feldarbeiten, Auenläume. Man muß in Vorfrühlingstagen gesehen haben, wie plötzlich der Wolfenvorhang reißt, der die südlichen Berge deckt und wie sie dann